



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Groth, Ernst: Zur Geschichte des deutschen Briefstils

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

des Schönen, des Papstes Clemens oder Eduards von England geworden. Aber dürfen wir jemand einfach als windigen Projektensmacher beiseite werfen, dessen teils von ihm selber zuerst ausgesprochene, teils von ihm weiter durchgearbeitete Gedanken, obwohl alle für wirkliche Umwandlung in die That zu seiner Zeit unreif und verfrüht, die Stichworte für die öffentlichen Meinungskämpfe späterer Jahrhunderte geworden und heute entweder durchgeführt sind oder noch als „moderne Probleme“ fortbestehen? Am meisten interessiert ohne Frage Dubois durch seine Ideen über innere Reformen und Umwandlungen, aber auch die Zukunft am Bosphorus und die recuperatio terrae sanctae sind heute noch die große politische Frage Europas, als die sie Dubois aufgenommen wissen wollte, und Kräfte, wie er sie herbeigezogen wünschte, religiöse Propaganda, überlegne Kultur, Kolonisation, Handel und Kapital, wenn auch in den Formen einer anders gewordenen Welt, arbeiten mit an ihrer Lösung. Nur daß auf den Fahnen des vordringenden Europas nicht mehr, wie der Unterthan König Philipps allein träumen und denken konnte, die Worte „Rom“ und „Lateiner,“ sondern auch manche andre stehen, darunter in geheimnisvollem, drohendem Glänze die Lösung: Zar und Griechen.



## Zur Geschichte des deutschen Briefstils

Von Ernst Groth



an hat den Brief die Physiognomie des Charakters, das Spiegelbild der Kultur genannt. In der That giebt es kein Erzeugnis des menschlichen Geistes, keine Urkunde der geschichtlichen Überlieferung, die uns einen so klaren und so tiefen Blick in das äußere und innere Leben der einzelnen Menschen und einer ganzen Zeit gewährte, wie der Brief.

Der Mensch bleibt immer der interessanteste Gegenstand aller Forschungen, Studien und Darstellungen. Und jeder Philosoph, Naturforscher, Künstler und Dichter kann unsrer gesteigerten Aufmerksamkeit sicher sein, sobald er irgend ein dunkles Problem der menschlichen Natur zu lösen versucht. Auch die Geschichtschreiber scheinen nach einer heftigen Fehde, die noch jetzt die Gemüter in Spannung hält, immer mehr zu der Überzeugung zu kommen, daß die eigentliche Geschichte des Volkes nicht in den großen Haupt- und Staatsaktionen, noch in den kriegerischen Ereignissen und diplomatischen Verhandlungen zu suchen sei. Sie erkennen immer mehr, daß man mit seinen Forschungen aus den Fürstenschlössern in die Bürgerhäuser zu treten habe,

aus den Schlachtfeldern auf die Marktplätze der Städte und Dörfer, aus den Staatsarchiven und Kanzleifälen zu den aus dem Volksgeiste hervorgegangnen ungetrübten Quellen des wirtschaftlichen, des geselligen und des häuslichen Lebens, um die wahre Geschichte des Volkes schreiben zu können.

Viel wichtiger als manche peinlich genau behandelten Staatsaktionen ist es für uns, die allmähliche Entwicklung des Volkscharakters kennen zu lernen mit seinen Tugenden und Fehlern, mit seinen wechselnden Zügen der Frömmigkeit und der Verrohung, der Einfalt und der Gespreiztheit, der Naturwüchsigkeit und der Raffiniertheit, des Humors und der düstern Lebensauffassung, der Freiheit und der knechtischen Unterwürfigkeit. Viel wichtiger und lehrreicher als manche bändereiche Kriegsgeschichte ist es, zu sehn, wie sich das Geistes- und Gemütsleben im deutschen Volke allmählich gebildet hat, welche Wandlungen seine Neigungen, sein Geschmack, seine Lebensinteressen durchgemacht haben, wie sich das Familienleben in den einzelnen Perioden gestaltet hat, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Geschwistern und den andern Verwandten, wie sich der freundschaftliche und der gesellige Verkehr entwickelt, und welche Formen er in den verschiedenen Zeitabschnitten angenommen hat. Alle diese Fragen, worüber die rein politische Geschichtschreibung stolz hinwegschreitet, sucht die Kulturgeschichte zu lösen.

Aber die Quellen zu dieser Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkscharakters und des deutschen Gemütes fließen nur spärlich. Und doch sind gerade die beiden Hauptquellen, die wir hierzu besitzen, von wunderbarem Reiz. Sie heißen: das Volkslied und der Brief. Während aber das deutsche Volkslied Gegenstand zahlreicher und gründlicher Untersuchungen geworden ist, hat man sich mit dem deutschen Briefe, soweit er außerhalb des litterargeschichtlichen und des politischen Interesses steht, erst in den letzten Jahren eingehend beschäftigt und ihn zu kulturgeschichtlichen Zwecken verwertet.

Das Verdienst, die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung des deutschen Briefes zuerst ausführlich nachgewiesen zu haben, gebührt dem Greifswalder Gelehrten Georg Steinhäusen. (Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Zwei Teile. Berlin, R. Gärtners Verlag, 1889 und 1891.) Zu einer Geschichte des deutschen Briefes gehört natürlich auch eine Geschichte des Verkehrs, der Beförderungsmittel, der Posteinrichtungen, des Schreibmaterials und anderer äußerer Bedingungen. In der folgenden Darstellung soll nur ein Bild von der Entwicklung gegeben werden, die der deutsche Brief in seiner Form, in seinem Stile durchgemacht hat.

Wenn wir die schriftlichen Mitteilungen verfolgen von den einfachen, aber rätselhaften Runen der alten Germanen bis zur Gegenwart, wenn wir sehen, wie die Ausdrucksweise im Briefe durch die Jahrhunderte hindurch immer breiter, immer verwickelter, immer unnatürlicher wird, wie sie im siebzehnten Jahrhundert zu einem ungeheuern Schwulst emporwuchert, wie sich der Stil

dann allmählich wieder vereinfacht und klärt und im klassischen Zeitalter eine vollendete Reinheit und Schönheit annimmt, wenn wir sehen, wie die Briefsprache in unserm Jahrhundert immer knapper, kahler, lebloser wird, bis sie im Telegrammstil mit seinen für den Uneingeweihten oft rätselhaften Wortgruppen wieder den Charakter der alten germanischen Runen annimmt, wenn wir diese ganze Entwicklung verfolgen, so sehen wir, daß wir in diesem Falle mit den Errungenschaften unsrer Kultur wunderbarerweise dort wieder angelangt sind, wo unsre Altvordern angefangen haben.

Es ist gleichsam ein Kampf zwischen Raum und Zeit, der sich in dieser Entwicklungsgeschichte abspielt hat. Im Anfang war für den Schreiber der Raum, d. h. das Schreibmaterial und die Schreibgelegenheit minimal, die Zeit dagegen unverkürzt, uneingeschränkt. Je mehr der Raum wächst, desto geringer wird den Völkern die Zeit; in dem klassischen Jahrhundert des Briefstils halten sich beide das Gleichgewicht — heutzutage ist der Raum unbeschränkt, aber die Zeit ist minimal geworden.

So ganz stimmt es also doch nicht, wenn ich sagte, daß wir mit unserm Telegrammstil und auch mit manchen andern Schreiben, namentlich dienstlichen, auf den Standpunkt der altgermanischen Runen angekommen seien. Die alten Germanen schrieben überhaupt nicht, sie zeichneten oder ritzen ihre Runen in ihre Stäbe aus Buchenholz, und solch einen vollgeritzten Stab nannten sie daher einen Buchstab. Das Wort „schreiben“ ist bekanntlich gar kein deutsches Wort, es kommt vom lateinischen scribere und wurde anfangs nur gebraucht, wo es sich um die römischen Schriftzeichen handelte. Unter schreiben verstand man von selbst Latein schreiben, aber die deutschen Runen wurden geritzt oder geriffen, daher noch der englische Ausdruck to write und unsre Wörter Umriß, Aufriß, Grundriß, die aus dem Zeichenunterrichte bekannten Ausdrücke Reißbrett, Reißchiene, Reißzeug und die Wendungen: Poffen reißen, Wige reißen u. dergl. Auf diese alten Buchstäbe also, die wie Sendbriefe von Haus zu Haus wanderten, mußte man zurückgehen, um die ersten Züge des deutschen Briefstils kennen zu lernen. Aber die Überreste sind zu dürftig und bieten uns daher für unsre Zwecke einen zu geringen Anhalt. Das römische Reich war unter dem Ansturm der germanischen Völkerschaften in Trümmer gesunken, und doch blieben die Germanen die Besiegten. Die römische Kultur war mächtiger als die rohe Kraft der deutschen Völker. Nicht mit Unrecht lassen daher die Chronisten und die Annalen des Mittelalters das römische Reich ruhig fort dauern. Aber der Erbe dieses Reiches war nicht die weltliche Macht, sondern die römische Kirche. Die Kirche, international wie das römische Reich, vollendete die Verschmelzung des deutschen Geistes mit der römischen Kultur durch stille Arbeit oder durch die Gewalt des Kampfes. Die römische Kirche wurde die Trägerin aller Kultur.

So tönte denn die römische Sprache nicht nur in Klöstern und Kapellen;

diese Sprache herrschte auch im Geschäftsverkehr, im Reichs- und Staatsleben; sie war die alleinige Schriftsprache. Daher finden wir bis ins zwölfte Jahrhundert hinein alle Briefe in lateinischer Sprache geschrieben. Man mochte wohl Lieder in deutscher Sprache abfassen, aber einen Brief deutsch zu schreiben, das ließ sich gar nicht mit den Begriffen Brief und schreiben vereinigen. Das von *breve* (*scriptum*) abgeleitete Wort Brief wurde damals nur für Urkunden gebraucht, daher auch noch unser Zeitwort „verbrieften“. Schriftliche Nachrichten und Mitteilungen hießen *Missiven* oder *Sendschreiben*, und auch in diesen herrschte die lateinische Sprache.

Sehr interessant ist nun die Thatsache, daß zuerst eine Frau diese Schranke durchbricht und in einem Liebesbriefe, der sich in Wernhers v. Tegernsee Schriften vorfindet, deutsche Sätze in die lateinischen einschaltet. Da heißt es z. B. sehr drollig an einer Stelle: *Wande warest du mir nieth lieb, ego permitterem te currere in voraginem, ut ita dicam, ignorantiae et cecitatis. des ne bist abe du nieth wert, quia in te sunt fructus honoris et honestatis. Ich habete dir wol mere gescriben u. s. w.*

Die Sungfrau hat also schon im zwölften Jahrhundert das Bedürfnis gehabt, mit ihrem Geliebten einmal ordentlich „deutsch zu reden.“ Wo die überwältigende Liebe spricht, da ist ihr die lateinische Sprache nicht warm, nicht natürlich, nicht kräftig genug, da erscheint sie ihr formelhaft, gelehrt, gefühllos, und sie greift zur deutschen Sprache und läßt darin die süßen Klänge oder auch den bitteren Groll ihres Herzens austönen.

Im dreizehnten Jahrhundert löste sich der deutsche Brief immer mehr aus der kalten Umarmung der lateinischen Sprache. Die Minnepoesie schuf den deutschen poetischen Brief. Der Stil dieser Bottschaften ist einfach, natürlich. Der Ausdruck bewegt sich oft in denselben poetischen Formeln. Denn die deutsche Prosa war damals noch nicht imstande, das ganze Liebesleben mit seiner Seligkeit, seinen Hoffnungen, seiner Sehnsucht und seiner Pein auszudrücken. Die meisten Ritter und Edelfräulein schrieben aber nicht selbst diese poetischen Briefe, sondern sie „dicteten,“ d. h. sie diktirten, denn beides ist dasselbe Wort (*dictare*), die Verse den Schreibern in die Feder. Selbst Ulrich von Lichtenstein konnte seine Liebesbriefe weder lesen noch schreiben und klagt an einer Stelle, daß ihm der treue Schreiber fehle, der mir *mîn heimlich brieve las* und *ouch mîn heimlich ofte schreip*.

Mit dem Verfall der Minnepoesie schwand auch die erste Blüte des deutschen Briefes dahin, und erst im vierzehnten Jahrhundert finden wir wieder auf diesem Gebiete eine kräftige Entfaltung des deutschen Geistes und Gemüts. Wie die irdische Liebe der Minnesänger den poetischen Brief erzeugte, so schuf die himmlische Liebe, die religiöse Gefühlschwelgerei der Mystiker, die deutsche Briefprosa.

Was die Mystiker als Prosaschriftsteller in der deutschen Litteratur ge-

leistet haben, ist schon oft hervorgehoben worden. Dieselben Eigenschaften, Geschmeidigkeit der Form, Fülle des Ausdrucks, Bilder- und Wortreichtum, die ihre Predigten über alle Prosaleistungen der Zeit erheben, zeichnen auch ihre Briefe aus. Besonders wertvoll aus der Zeit der Mystiker ist für uns der Briefwechsel zwischen dem Basler Weltpriester Heinrich von Nördlingen und der geistvollen Nonne Margarete Ebner. Die Briefe sind in kurzen lebhaften Sätzen geschrieben; der Ausruf und die Frage spielt eine große Rolle darin. So schreibt Heinrich an Margarete: *Gia! frau gar hohe und aller erwirdigü, wie wirt ewer mund so nahen gefügt zu dem mund got! owe! gotlicher küsse, owe! gotliche ainigung mit aller menschlicher natur. Und ein andermal: Mins herz herzenvolliu fröud, als es mir möglich ist! ih han lang vergessen, das ich nit mit dir rett umb ainen barfußen, der haifet der Ebner, und soll bischoff worden sein von dem ungerechten babist, den der Paier machit ze Rom. sag mir, was er dich bestand, und bit got für in mit ernst, wan er wunderlichü ding tut, als ich oft gehört han u. s. w.*

Aber dieser Aufschwung der deutschen Briefprosa im vierzehnten Jahrhundert war nur künstlich. Sobald sich der religiöse Taumel der Mystik verloren hatte, schwand auch das Verlangen, dem ganzen Seelenleben einen warmen, lebhaften Ausdruck in den Briefen zu geben. Nur die aus den Briefen der Mystiker stammenden Formeln: *Gott gebe, daß — wie Gott will — Gott habe Lob u. s. w.* gingen in den Briefstil des fünfzehnten Jahrhunderts über. Später, im achtzehnten Jahrhundert, wo die Freidenker dem alten deutschen Gott nicht mehr trauten, mußten die griechischen Götter herhalten. Heutzutage sind wir wieder zu jenen Formeln zurückgekehrt; nur wird statt *Gott* oft das Wort *Himmel* gebraucht: *der Himmel gebe — dem Himmel sei Lob und Dank u. s. w.*

Während Ulrich von Lichtenstein im dreizehnten Jahrhundert verwundert ausruft: *ein tiütscher brief ouch dâ hî lac*, und wir im vierzehnten Jahrhundert noch die Ansicht finden: *wan tiütschu Zunge ist vil armer an dehein ding ze bescheidenne denne latine*, sehen wir, daß im fünfzehnten Jahrhundert die deutsche Sprache für den allgemeinen schriftlichen Verkehr durchgedrungen ist. Daneben behauptet sich allerdings auch noch der lateinische Brief. Große Ausdehnung erlangte dieser lateinische Verkehr in den weiten Korrespondenzkreisen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts und in der Hanse, im deutschen Ritterorden und in der eigentlichen Reichspolitik. Selten wurden im vierzehnten Jahrhundert Urkunden oder Sendschreiben in deutscher Sprache abgefaßt. Jedes kleine Nest mußte damals einen lateinisch schreibenden Kanzlei- verwandten haben. Das Latein wurde aber bald so ungewöhnlich, daß der Rat von Nürnberg einmal im Jahre 1421 an die Stadt Tachau schreibt: *„Euer lateynischer Brief ist uns kleglich zu hören.“* Wer aber in deutscher Sprache

schrieb, bewegte sich in den Stilformen des mittelalterlichen Latein. Die Anordnung des Stoffes ist vollständig stereotyp. Die Einleitung des Briefes wird gebildet von Grußformeln, daran schließt sich die Anrede, und dann wird in schwerfälliger Weise die Nachricht oder das Anliegen vorgetragen. Den Schluß bildet eine Empfehlung in Gottes Schutz, das Datum und die Unterschrift. Fast jeder neue Gedanke wird mit der Formel: „ich laß dich wissen“ oder „wisset“ eingeleitet. Das giebt der Ausdrucksweise etwas plumpe, unbeholfenes. So schreibt eine gebildete Frau im Jahre 1450 an ihren Gatten: Mein freuntlichen Grues zuvor, lieber herr, das ir frisch und gesund werdt, deselben hort ich allzeit gern von euch sagen, wißet lieber man, daß ich von got gnaden noch frisch pin, und dee sun alle trey; got behuet uns furpaß und auch euch, doch wißet lieber man, das Albrecht got sei gellobt in neuer narung noch wol bekumbt . . . und lieber Mann wißet, daß die zimerleit wellen gelt hawen und als ir mir nichts wessolhen, so hab ich in nichts wolt geben; wißet lieber man, das mir ewer brieff wol worden ist, den ir zu Gerlich geben habt u. s. w.

So schrieben gewiß damals die meisten Menschen ihre Briefe. Ein feinerer Satzbau ist nirgends zu finden. Vom Hauptsatz sind nur Sätze mit der Konjunktion „daß“ abhängig. Die Brieffschreiber bewegen sich in kleinen zerhackten Sätzen, die durch die Partikeln „und, auch, weiter, item, so“ u. dgl. mühsam zusammengehalten werden.

Den gewaltigen Aufschwung im fünfzehnten Jahrhundert, das Erwachen des humanistischen Geistes, die Erweiterung des geistigen Horizonts, den wachsenden Verkehr, auch das finden wir in den Briefen wieder. Mit einem Schlage löst sich der Deutsche aus den Fesseln des mittelalterlichen konventionellen Briefes. Es entsteht eine tiefe Kluft zwischen dem volkstümlichen, freien, oft humorvollen Privatbriefe und dem schwülstigen, gespreizten, formelhaften Kanzleibriefe. Das deutsche Volk lernt allmählich, dem eignen, augenblicklichen Denken und Empfinden nachgebend, alles in kräftige Worte fassen, ungekünstelt, ursprünglich. Der Familienbrief bildet sich aus. Die Kinder bleiben nicht mehr in der Vaterstadt; der Wandetrieb führt sie von Ort zu Ort durch ganz Deutschland, der Brief wird nun das Bindemittel der Familie, der Geschwister, der Verwandten.

Man vergleiche mit dem vorhin mitgeteilten ungeschickten Frauenbrief den eines jungen Mädchens jener Zeit, das nicht im Kloster bleiben möchte. Der Brief zeigt übrigens, daß wir schon im fünfzehnten Jahrhundert eine Frauenfrage hatten. Er lautet:

Herz liebe mum, ich laß euch wissen, daß vor verganger zeit die herrn pey uns syn gewesen; do hab ich yn etlich vrsach vnd beschwernus der sel halben angezeigt, das ich nit im kloster wol bleiben; do haben sye . . . mir vnd den andern, die solchs auch begert haben, getreulich geraten vnd vns gefragt, ob keine kein anwesen

hab, do sye hin kem; do hab ich fur mein person geantwort: neyn, den der her Endreß Tucher wil mich nit annemen, er hat selber IV enyfla; er thut greulich, hat sorg, er muß mir etwas geben, so ich doch nichts an zu beger, ich hab ie ein gute hoffnung zu got, er wer mir denyg helffen . . . Herz liebe mum, ich pit euch vm Chr. vnfers seligmachers willen . . . dar ich mich nur ein weil pey euch wolt haben; ich wil euch warlich nit schad zu eurem hauß sein, ich wil nit feiern, ich wil auch neen, was euch in das gehort, spinen, oder was ir mir zu erbeten gebt, ich wil euch der kynder warten, ir durfts mir kein wein zu trinken geben" u. s. w.

Hier finden die Gedanken den richtigen, von Ungeschick und Schwerfälligkeit freien Ausdruck. An diesen beiden Frauenbriefen sieht man den gewaltigen Fortschritt, den das geistige Leben im fünfzehnten Jahrhundert nahm, und der dann in Luthers Wirksamkeit seinen Höhepunkt erreichte.

Luther ist der erste Klassiker des deutschen Briefes. Er ist der erste wirklich individuelle Brieffschreiber, der nichts Traditionelles, nichts Formelhafes braucht, der sich selbst giebt und niemand anders. Sagt er doch selbst von einem seiner Schreiben: „Und wer es lieset und jemals mein Feder und Gedanken gesehen, muß sagen, das ist der Luther.“

Luthers hohe Bedeutung als Brieffschreiber zu würdigen, das wäre die Aufgabe einer besondern Abhandlung. Hier sei nur ein Brief wiedergegeben, worin die Vorzüge und Eigentümlichkeiten seines Stils deutlich hervortreten: die Kürze und Gedrungenheit der Perioden, die Mannigfaltigkeit ihrer Verknüpfung, die Einfachheit und Kraft des Ausdrucks, die Schönheit, Beweglichkeit und Volkstümlichkeit der Redewendungen, der Bilderreichtum und der köstliche Humor, der frisch durch seine Briefe weht. Im Jahre 1530 schreibt er einmal an seine Tischgenossen:

Gnade und Friede in Christo, lieben Herren und Freunde! Ich hab euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zustehet, vernommen. Auf daß ihr wiederumb vernehmet, wie es hie zustehet, füge ich euch zu wissen, daß wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriacus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag kommen.

Es ist ein Kubet gleich für unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dolen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zuz und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da deckt Jung und Alt durch einander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lang wären mögen. Und möcht gerne wissen, ob auch solchen Adels und reifigen Zeugs auch etliche noch bei euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hieher versammelt. Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und großen Hansen immer für unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Zungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Pallast und Saal, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen, so sind die Wände so weit, als der Welt Ende. Sie fragen

auch nichts nach Koffen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen empfehlen, und ein Horn entsetzen können. Es sind große, mächtige Herren, was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gersten, Hafern, Malz und allerlei Korn und Getraidig, und so wird mancher Ritter hie werden und große Thaten thun. Also sitzen wir hie im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren sampt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einem Zaunstecken gespießet wären.

Ich halt aber, es sei nicht anders, denn die Sophisten und Papisten, mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf ein Hausen also für mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten, und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür lecken für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehört: denn sie hat dem April nicht wollen frauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei euch wird's vielleicht anders sein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus. Aus dem Reichstag der Malztürken d. 28. Apr. Anno 1530.

Martinus Luther, D.

Daß solche köstliche Sprache dem deutschen Volke schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts verloren gehen und dafür ein entsetzliches deutsch-lateinisches Kauderwelsch eintreten konnte zum unermesslichen Schaden für unsre ganze selbständige Kultur, das haben wir zwei Mächten zu verdanken: dem vielgepriesenen Humanismus und der deutschen Rechtsgelehrtheit. Der deutsche Humanismus mit seiner Verständnislosigkeit für deutsch-nationales Wesen, mit seinem übermäßig betriebenen Kultus der lateinischen und seiner Verachtung der deutschen Sprache, mit seiner Sucht, zu glänzen und sich dem Volke gegenüber mit gelehrten Floskeln und Citaten zu blähen, ist bei allem Großen, was er hervorgebracht hat, doch für die freie, selbständige Entwicklung der deutschen Sprache verhängnisvoll gewesen. Sprach doch der Humanist Bursmann bei der Übernahme seines Lehramts in Raumburg offen die Grundsätze aus: „Vor allenn dingen . . . mußte man das teutsche gar aus diser schule wegthuen,“ „im latein lege der grundt vnd nutzung der schriefft,“ „das teutsche lernte ein iglicher wol von vater, mutter, knechten und meiden.“ Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß auch die gute deutsche Briefprosa in wenigen Jahrzehnten völlig ausgerottet wurde, und die Kanzleisprache mit ihrem hochtrabenden Wortschwall die ganze Briefliteratur des siebzehnten Jahrhunderts beherrschte. Den Schreiberseelen in den Kanzleien war es ganz unmöglich geworden, sich einfach und faßlich auszudrücken. So wurden denn nun wahre Satzungeheuer gebildet. Durch Ausdrücke, wie maßen, was maßen, allermaßen, dieweil und alldieweilen; demnach und solchem-

nach, wasgestalt und ebenergestalt, werden nach lateinischen Muster unzählige Nebensätze miteinander verkoppelt. Alles wird möglichst umständlich ausgedrückt. Aus dem Positiv wird der doppelte Negativ gemacht. Man gebraucht nicht mehr „und“ sondern sagt bei jeder Gelegenheit „nicht nur — sondern auch.“ Man sagt nicht mehr: „Ich thu Euer Gnaden zu wissen,“ sondern „Ich will und mag Euer Gnaden nicht bergen und nicht unangezeigt lassen.“ Je gespreizter und bombastischer die Sätze klingen, je mehr sie mit lateinischen Floskeln gespickt sind, desto wichtiger und würdiger erscheint der Brief. Das Fremdwörterunwesen bricht mit ganzer Gewalt auch über die Briefprosa herein. Es ist undenkbar, daß die Menschen im siebzehnten Jahrhundert so gesprochen, sich in demselben Klauerwelsch unterhalten hätten, wie sie ihre Briefe schrieben. Thatsächlich haben sie diese Unnatur im mündlichen Verkehre nicht gepflegt; damals erst entstand die tiefe Kluft zwischen der geschriebnen und der lebendig gesprochenen Rede, die noch heute in unsrer Sprache besteht. Zwei Beispiele mögen diesen unnatürlichen Briefstil charakterisiren. Ein Bittgesuch einer adlichen Frau aus dem Jahre 1639 lautet:

Hoch Ernuehster Großachtbar vnd Hochgelarter ehren großgünstiger vnd vielgeneigter Herr vnd freund, Seine mir schon in Pommern erwiesene vnd aus allen actionibus sonsten allewege vorspuerte große favor wilsehrung vnd dexteritet, wie auch wegen meines felschlig traducirten vnd druf vnschuldig amnoch leider ghar hart vnd schwer captivirten Ehr Zunders Jurg Behrens satfamb condestirte Christmittleidentliche displicentz vnd vber daß beliebter justici vnd abomirirten vnrechten gewalts, ihm allenthalt ruhmblig nachgehende fama haben mich nebest zu Ihme gefaseter sicherer Confidentz abermaln incitiret vnd gleichsamb animiret, meinen Ehrengeneigten günstigen Herrn vnd freund, mit diesem meinem schreiben abermal molestirlich anzugehen.

Und der Ratsverwandte Christian Schwarze in Greifswald schreibt im Jahre 1627 wegen einer aufgezwungenen Einquartierung folgenden wunderbaren Brief:

Ehrveste, Achtbare, Hoch- und Wollgelahrte, Wollweise, insonders günstige Herren. Ob ich woll genzlich gehoffet, dieselben würden über die zwischen unserm gnedigen Fürsten und Herrn, und dero Herren Hoff- und Landrheten an einem, und dem Keiserlichen Vicegeneralen am Antheill, zu Franzburg gar sollicite et exacte behandelte Capitulation steif und fest gehalten, und von selbiger alß einiger Cynosura dero leider bewilligten Einquartierungsbürde ne latum unguem gewichen, sondern die böse Consequenz, daß wan wir selbst solche pactiones publicas quae in commodum omnium subditorum factas sunt, löcherlich machen wollen, dadurch unsern Widerwertigen dieselben in andern höchst angelegenen Articulu auch pro libitu zu brechen Anlaß gegeben werde, bedacht, und die Rhattsverwandten, ebenmässig wie zu Demmin und in andern Stedten geschieheth, von diesem onere befreihet gelassen haben, inmaßen ich dan je noch allewege, wan ich mich dessen bei einem oder andern erkundiget, darmit vertröstet worden, So habe ich dennoch gestern Mittags mit großer Consternation leider vernommen, daß man sich der obgemelten Exemption, ad placitum malevolorum quorundam Civium, ganz liederich, dennoch aber uff gewisse Maaße, begeben, Dahero dan auch mir ein Leutenant mit 12 Pferden, ungeachtet meiner beschwerlichen Leibes Blödigkeit und

anderer eingewandten Entschuldigungen einquartieret, und alsfort dessen Diener, welcher feines Gefallens Krippen und Stelle vorenden leset, angewiesen worden u. s. w.

So klangen die Briefe, von denen es im *Simplicissimus* heißt: Gleich wie nun diese Lateinische Handwerks-Merl ihre Brieff hin und wieder so dick mit frembden Wörtern, als wie die Köch ihre Hasen, die jetzt an Spieß gejagt werden sollen, mit Speck spicken, also thun auch die albere unwissende teutsche Michel, wann sie schon nichts als Teutsch können reden und verstehen.

Aber das Fremdwörterunwesen im Briefstil des siebzehnten Jahrhunderts war nicht der schlimmste Fehler. Den Schreibern galten doch die Fremdwörter damals noch als völlig fremde Teile in dem Bau der Sprache; sie schrieben sie daher überall mit lateinischen Buchstaben, was den Briefen jener Zeit etwas Bunttes, Unruhiges, Zusammenhangloses giebt. Der größte Schaden, der durch den Einfluß der lateinischen Sprache und der Kanzleisprache verursacht worden ist, liegt in der Unterdrückung des deutschen Sprachgewissens und des deutschen Stilgefühls. Der ruhige, klar dahinfließende Strom der deutschen Sätze, den wir bei Luther bewundern, wird aufgestaut und in ein syntaktisches Sammelbecken verwandelt, worin die Wellen nicht mehr in gerader Richtung vorwärts eilen können, sondern langsam und mühevoll sich drehend und sich übereinander und untereinander schiebend das Becken füllen, bis die unklare Masse an einer Stelle überläuft, und sich nach kurzer Zeit derselbe Vorgang an einer andern Stelle wiederholt. Gegen diesen grauenhaften Kanzleistil, der sich darin gefällt, einen syntaktischen Mattenkönig nach dem andern in der Darstellung anzubringen, sind unsre Behörden bis zum heutigen Tage fast machtlos geblieben. Die Fremdwörter hat man ja so ziemlich aus den gerichtlichen Schreiben beseitigt, und subalterne Geister glauben mit diesem Opfer ihrer gelehrten Wichtigthuerei und mit der genauen Befolgung der neuesten Orthographie das Menschenmögliche für die klassische Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache gethan zu haben. Aber viele unsrer Juristen merken gar nicht, daß die Fehler des heutigen Kurialstils weniger in diesen äußerlichkeiten liegen, als vielmehr in dem undeutschen Ausdruck der Gedanken, in ihrer unlogischen und häßlichen Verknüpfung, in dem unklaren, gegen den deutschen Sprachgenius sündigenden Satzbau, der mit seinen Verzerrungen und seinen unzähligen durch einander geschlungnen Gliedmaßen an gewisse Götzenbilder wilder Völkerschaften erinnert.

Statt daß man uns einen geraden Weg führt, werden wir auch heute noch vom Aktenstil bald nach rechts bald nach links, bald nach vorn bald nach hinten, bald in eine Kreisbewegung gezerzt und gestoßen. Das Eigentümliche des deutschen Satzbaues liegt vor allem in der Koordination. Der Brief- und Kurialstil des siebzehnten Jahrhunderts aber hat die Sprache in den subordinirten Satzbau hineingezerzt, sodaß aus der einfachen, durchsichtigen,

Lutherischen Periode ein wahres Labyrinth von Nebensätzen, Zwischensätzen, Wiederholungen, Parenthesen und Einschiebungen geworden ist. Diesen labyrinthischen Stil, man könnte ihn den Maulwurfsstil nennen, findet man noch heutzutage in den meisten Verfügungen unsrer Gerichtshöfe.

Die Herrschaft der französischen Sprache im deutschen Briefe ist weniger gefährlich gewesen. Freilich ist durch sie eine erdrückende Masse französischer Ausdrücke ins Deutsche eingedrungen, und es hat Mühe gekostet, sich dieser Eindringlinge wieder zu entledigen. Aber wir müssen doch gestehen, daß durch die Einwirkung der französischen Sprache mit ihrer Klarheit, Anmut und Leichtigkeit später vieles wieder gut gemacht wurde, was der lateinische Kanzleistil verdorben hatte. Ohne den Einfluß des Französischen sind unsre Klassiker gar nicht denkbar.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, also etwa nach dem Jahre 1650 ist die französische Korrespondenz unter den Vornehmen in Deutschland ganz allgemein; und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beginnen auch die gebildeten bürgerlichen Kreise, namentlich die Frauen, französische Briefe zu wechseln. Adalgunde Kulmus schreibt im Jahre 1730 an Gottsched: „Meine Lehrmeister haben mich versichert, es sey nichts gemeiner, als deutsche Briefe, alle wohlgefittete Leute schreiben französisch.“ Ähnlich wie zur Zeit des deutsch-lateinischen Briefes wurden auch hier zuerst alle Außerlichkeiten des französischen Stils nachgeahmt. Es erschien eine große Menge von Briefstellern mit allen möglichen Anweisungen über die Höflichkeit im Briefe, über die Komplimentirart, das Zeremonialwesen, die Absonderlichkeiten der Etikette und des Titelwesens. Da wird auch empfohlen, französische Wörter in den galanten Briefen anzubringen und namentlich die „neugebacknen teutschen Wörter“ zu vermeiden, die „nur von den allzu teutschgesinnten Sprachgrüblern“ aufgebracht seien. Wie gerechtfertigt die Angriffe der Sprachgesellschaften und der Puristen gegen den deutsch-französischen Stil sind, erkennen wir, wenn wir uns eine Probe der damaligen Schreibweise vergegenwärtigen. So heißt es in einem Liebesbrief: „Meine Allerliebste Dame, die grosse perfection, womit der Himmel selber euwre glorificierte Sehle hat erfüllet, zwinget alle amoureuse Cavalliers dz sie sich für eüwre hochwürdigen grandesse humilijren vnd als vnderthänigste gehorsamste Schlawen zu den Scabellen eüwrer prächtigen Füesse niederlegen. Sie perdonnire mir allerschönste Dame, daß ich die hardiesse gebrauche, mich jren allerunterthänigsten Serviteur zu nennen.“

Den Übergang aus dieser gezierten, gedrechselten, unnatürlichen Schreibweise zu einem reinen, natürlichen deutschen Stil vergegenwärtigen die vielgenannten und in allen Kulturgeschichten benutzten Briefe Liselottens von der Pfalz, der Herzogin von Orleans. Man kann sie nur mit Luthers Briefen vergleichen. Durch die künstliche Hülle der Konvenienz und der Gespreiztheit bricht hier endlich wieder das echte deutsche Gemüt hervor mit aller feiner Lebensfülle,

Harmlosigkeit, Gesundheit und Kraft. Die Herzogin schöpft ihre Bilder und Wendungen wieder aus der Sprache des Volkes; schreibt so, wie sie spricht, und giebt auch an Derbheit Luther nichts nach. Sagt sie doch selbst: „Ich spreche gar offenherzig und nehme, wie man sagt, kein blat vorz maul.“ Beim Tode des Raugrafen Carl Moritz schreibt sie folgenden Trostbrief an die Schwestern: „In solchen unglück ist nichts zu sagen. Gott undt die zeit können allein trösten, in dessen schutz ich Euch befehle undt bitte, daß Euch gott der allmächtige, dem alles möglich ist, dieße betrübnuß durch taußendt freuden ersetzen möge, undt umb Euch Ewer leyh nicht wider zu verneinen, will ich weiter nichts mehr vom armen Carl Moritz sagen, als nur, daß ich glaube, daß er lenger gelebt hette, wen er weniger getruncken hette.“ Volkstümliche Ausdrücke wie tolle Hummel, faulle hex, hapern, halb krank lachen, kein haar darnach fragen und Sprichwörter wie: „Die liebe ist wie der thaw, felt so balt auff einen kühtreck alß einem rosenblatt“ kommen in großer Zahl in ihren Briefen vor.

Der ganze Stil ist bei Liselotte frei, natürlich, urwüchsig. Auch merken wir noch nicht die geringste Spur der Sentimentalität, die bald durch die Briefe der Pietisten in die deutschen Seelen drang. Aber ebensowenig erkennen wir irgendwelchen stilistischen Einfluß des französischen Briefes, dem der deutsche Brief einen mächtigen Aufschwung im achtzehnten Jahrhundert zu verdanken hat. Seitdem Gottsched seiner jungen Freundin Adelgunde Kulmus vorgeworfen hatte, „es sey unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser als in seiner eignen zu schreiben,“ sehen wir diese Frau in ihren Briefen eine Formensicherheit, eine Reinheit und Korrektheit der deutschen Sprache entfalten, die unsre Bewunderung hervorrufft. So schreibt sie im Jahre 1734 an Gottsched:

Mein erzürnter Freund! Diesen Augenblick erhalte ich ein Schreiben von Ihnen, worüber ich ungemein bestürzt bin. Scherz und Ernst, Liebe und Kaltfinn finde ich darinnen so künstlich vermischt, daß ich nicht weis, was ich denken soll. Nichts als die unvermeidlichen Umstände, die mich länger, als ich wünsche, hier aufhalten, sind die Ursache Ihres Unwillens. Ich bin bereit, Ihnen alle Vortheile aufzuopfern, und nichts, es mag so wichtig seyn, als es will, soll mich abhalten, Ihr Verlangen buchstäblich zu erfüllen. Aber wie können Sie mein Herz so empfindlich angreifen, und es beschuldigen, daß ihm der Aufschub, den die Umstände erfordern, lieb wäre? Wie beleidigend wäre dieser Verdacht, wenn ich Ihren Eifer nicht für eine zärtliche Ungebuld ansähe, die so schmeichelhaft für mich ist. Ist es denn meine Schuld, daß das Schicksal gleich im Anfange unserer Bekanntschaft so viel Hindernisse ihrem Fortgange in Weg gelegt, zu deren Ueberwindung Zeit und viel, viel Gedult erfordert wurde? Verschonen Sie mich, bester Freund, mit dem Vorwurf des Kaltfinns, oder lehren Sie mich die Kunst, ihn mit Gelassenheit zu ertragen.

Das ist ein deutscher Brief aus dem Jahre 1734! Dem Verfasser der „Sprachdummheiten“ muß bei diesem Briefe das Herz aufgehen. Kein welcher, kein derselbe, kein Verbalisubstantiv mit einem farblosen Verbum, kein falscher

Konjunktiv, keine Satzspirale, nicht ein einziges Fremdwort, alles klingt gewählt, und doch fließt alles schön, ruhig, natürlich dahin.

In Gellerts Schrift „Gedanken von einem guten deutschen Briefe“ wurde dem Briefe der Weg zur klassischen Vollendung gewiesen. Gellert ging von dem Grundsätze aus, daß der Brief eine „freie Nachahmung des guten Gesprächs“ sein müsse. Deshalb bekämpfte er mit Eifer die beliebten galanten Brieffsteller, die an Unnatur, Geschmacklosigkeit und Sprachsünden undenkbares leisteten. Er stellte den klassischen französischen Brief und die englische Schreibweise Richardsons als Muster für den deutschen Brief auf.

Als Gellert seine „Praktische Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen“ schrieb (1751), waren seine Grundsätze schon von einem großen Teil der briefschreibenden Deutschen angenommen worden. Gellert selbst unterhielt eine Korrespondenz, die sich an Ausdehnung nur mit der Luthers und Leibnizens vergleichen läßt. Aber die Folge dieser beständigen Brieffschreiberei war doch bei ihm eine gewisse Redseligkeit, die dem spätern von Klopstocks Geist erfüllten Geschlechte nicht mehr behagte. So sagt Voß von Gellert, er „nimmt leicht zu fassende Gegenstände, und gießt dann sein ewiges unausstehliches Wassergeschwätz in solchem Überflusse darüber, daß die dumme Eitelkeit, die doch auch gern viel und schnell verstehn oder lesen will, vollkommen befriedigt wird.“ Und nun erst den Stürmern und Drängern — ihnen galt Gellert als ein Erzphilister, und seine Briefe waren ihnen nichts weiter als „eitles Gewäsch.“

Noch im Jahre 1769 finden wir bei Goethe zierliche, wohlgesetzte, nach Gellert'schem Muster abgefaßte Briefe, aber im Jahre 1775 schreibt er an Herder in einem „Zettel“ oder „Wisch“ — denn den Ausdruck „Brief“ vermieden die Stürmer:

Lieber Bruder, schreib' mir doch manchmal, grimm oder gut, über alles und nichts! — Sieh, da die Welt so voll Sch...kerle ist, sollten wir doch mit einander tissiren und sch..... Warum ich das alleweil schreibe? Da krieg' ich nach Tisch ein Büchlein zur Hand, Herrn Prof. Meiners Versuch — Aegyptier — He! — sagt' ich, und blättere, wo kommt da Bruder Herder vor? — denn ich denk' das ist auf Anlaß! mehr oder weniger. — Finde Dich nun freilich nicht, weder im Guten noch Bösen — das verfluchteste Sauzeug vom See Möris, und travestirte Leichencereemonien der Aegypter etc. etc. etc., und so Orpheus!! — etc. etc. Und hinten nach X Y Z etc. auch Deinen Namen, und im seidnen Mantel und Kräglein flink, daß er doch auch etc. — Ade, Bruder! Die Heß hat mir den Brief des Schweizer Bauern geschickt. — Klopstock war ehegestern bei mir, geht nach Hamburg. — Hab' auch vor drei Tagen Merck in Langen gesehen. Grüß' Dein Weib.

den 1 April 1775

Goethe.

In diesem aufsprudelnden zusammenhanglosen Stil schrieben die Stürmer und Dränger. Ihre Briefe wimmeln von Gedankenstrichen, Frage- und Ausdruckszeichen. Ganze Zeilen sind mit Shakespearischen Flüchen gefüllt. Goethe sagt in „Dichtung und Wahrheit,“ daß sich jene litterarische Epoche

aus der vorhergehenden durch Widerspruch entwickelt habe. Auch der Brief der Sturm- und Drangperiode ist auf diese Reaktion gegen den Gellert'schen Briefstil zurückzuführen.

Aber wie aus dieser wilden Gährung der Geister unsre klassische Litteratur entstanden ist, so hat sich auch der ganze Briefkultus jener Zeit und mit ihm der klassische Briefstil damals entwickelt. Den Charakter dieses klassischen Briefstils hier auseinanderzusetzen, würde uns zu weit führen; der Leser möge das wertvolle Buch Steinhausens selbst zur Hand nehmen. Vom Ende der vierziger Jahre an schwindet die Bedeutung des Briefes mehr und mehr. Die Zeitungen, die sich in jährlich wachsender Zahl dem Volke darbieten, bringen alles, was früher zum guten Teil den Inhalt der Briefe bildete. Die politischen Kämpfe und Ereignisse drängen die litterarischen und künstlerischen Fragen zurück. Der gesteigerte Verkehr durch Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen und Telephone läßt die Menschen zu der für den Brief notwendigen Verinnerlichung und Beschaulichkeit nicht mehr kommen. Im vorigen Jahrhundert füllte das Gemüthsleben den ganzen Menschen aus; heutzutage wird es immer weiter zurückgedrängt durch eine verstandesmäßige Lebensauffassung, durch ein äußerliches, vielfach verlognes und unbehagliches Gesellschaftsleben.

Wenn man aber einem Wesen Luft und Seele auspumpt, so bricht auch seine Form zusammen. Die Sprache in unsern Briefen sinkt daher von Jahr zu Jahr tiefer; der Zauber des deutschen Briefes ist dahin. Die offene Postkarte mit ihrem geschäftsmäßigen Notizenkram ist so recht charakteristisch für unsre Zeit. Und mit dem Telegrammgestammel sind wir in der That wieder zu den Runen der alten Germanen zurückgekehrt. Der Kreislauf ist geschlossen, eine neue Blüte des deutschen Briefes haben wir nicht mehr zu erwarten. So wollen wir wenigstens das Erbe der Vorfahren schätzen und genießen, wenn wir auch die Seligkeit, die sie beim Brieffschreiben empfanden, kaum noch mitzufühlen vermögen.



## Farbige Kupferstiche



Die Kunst des Rokoko ist rasch aus einem verstoßenen zu einem verhätschelten Kinde geworden. Als die Kunstwissenschaft wagte, schüchtern auszusprechen, die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts verdiene doch nicht ganz den übeln Ruf, in den sie Klassizismus und neue Gothik gebracht hatten, schüttelte man bedenklich den Kopf über die neue Verirrung; heute bewundert das Publikum